

Editorial

Geschlechterpolitiken

Geschlechterpolitiken stehen immer wieder im Mittelpunkt gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Sie sind vielfach verwoben und überschneiden sich mit anderen Formen der Ungleichheit. Nicht selten dienen sie als Symbol für ganz andere gesellschaftliche Aushandlungsprozesse. Die Debatten um die Gleichstellung der Geschlechter, die Emanzipation von Frauen und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit sind einerseits verknüpft mit Diskursen um nationale Identitäten, Kultur und Religion, andererseits aber auch Teil einer globalen Auseinandersetzung um „Entwicklung“, neoliberale Globalisierung und Demokratisierung.

Geschlechterverhältnisse dienen als Marker für einen bestimmten Standpunkt in der Debatte um Entwicklung und Modernisierung. Als modern werden vor allem die Gleichstellung im Recht und eine gleichberechtigte Integration in einen Erwerbsarbeitsmarkt verstanden. Gegenbilder zu einem solchen am westlichen Modell orientierten Entwicklungsbegriff werden mit vermeintlich traditionellen Geschlechterbildern belegt. In anderen Diskursen wiederum erscheinen Geschlechterverhältnisse als modern, in denen Frauen als „Hausfrauen“ von Erwerbsarbeit befreit sind. Spätestens hier wird deutlich, dass Geschlechterpolitiken und die Diskurse um Geschlechterverhältnisse nicht verstanden werden können, wenn Klasse und Ethnizität unberücksichtigt bleiben. Über bestimmte Rollenbilder der Geschlechter wird die Distinktion zwischen verschiedenen ethnischen und Klassenzugehörigkeiten hergestellt. Geschlechterverhältnisse stehen sowohl im Mittelpunkt konkurrierender Modernisierungsmodelle als auch der (Re-)Konstruktion von Tradition und lokaler Zugehörigkeit. Sie spielen eine zentrale Rolle in unterschiedlichen, häufig miteinander in Konflikt stehenden Diskursen der Alterität, der Abgrenzung, der Inklusion und Exklusion sowie bei der Auseinandersetzung um nationale und kulturelle Zugehörigkeit.

Aber nicht nur nationale und regionale Konflikte und Themen werden über Geschlechterverhältnisse ausgehandelt. Die postkoloniale Kritik am westlichen Feminismus hat deutlich gemacht, dass Geschlechterverhältnisse häufig herangezogen werden, um die angebliche Überlegenheit westlicher Gesellschaftsformen herauszustellen. Im Zuge dessen gelten im „Westen“ als „rückständig“ qualifizierte Geschlechterverhältnisse auch als

Rechtfertigung externer Beeinflussung, Unterdrückung und Okkupation, wie z.B. bei der Besetzung Afghanistans. Die westliche Moderne konkurriert hier als Orientierungsmaßstab mit anderen Modellen. In dieser Konkurrenz erscheinen Geschlechterverhältnisse und vor allem Sexualität als Bruchlinie zwischen dem Westen und einem Islam, der eine alternative Moderne für sich beansprucht. Geschlecht und Religion symbolisieren sich wechselseitig. Denn Religion reagiert auf neue Handlungsspielräume von Frauen durch Modernisierungsprozesse und interpretiert Krisen auf die Frage von Geschlechterverhältnissen hin. Religiös oder moralisch legitimierte Freiheitsbeschränkungen für Frauen treffen so nicht selten auf als bedrohlich erlebte Veränderungen und existentielle Krisen. In den Aushandlungsprozessen um Geschlechterpolitik gibt es so zahlreiche Pole, zwischen denen Identitäten und Zuschreibungen konstruiert werden.

Nicht zuletzt bildet die widersprüchliche geschlechtsspezifische Einbindung von Männern und Frauen in die neoliberal globalisierte Wirtschaft den materiellen Hintergrund für Geschlechterdiskurse. Denn weder die vielfach nur prekäre Integration in den globalisierten Erwerbsarbeitsmarkt noch die in informellen und subsidiären Zusammenhängen erwirtschafteten Güter garantieren für Männer und Frauen eine gesicherte Existenz. Die Diskurse rund um die Frage der Integration von Frauen in die Erwerbsarbeit verengen insofern das Blickfeld. Hier stehen tatsächliche und vermeintliche Globalisierungsgewinne und die weltweiten Fortschritte der Frauen bzgl. Bildung und Ausbildung einer Feminisierung der Verantwortung gegenüber, von der gerade ärmere Frauen betroffen sind. Denn die Sorgearbeit bleibt – und das unter Bedingungen fehlender bzw. sinkender staatlicher Fürsorge – bei den Frauen, selbst wenn die Chancen auf formale Einbindung in den Arbeitsmarkt mittlerweile auch für Männer fehlen.

Diesen Zusammenhang stellt *Christa Wichterich* sehr deutlich dar. Sie gibt einen Überblick über die Verschiebungen der geschlechtsspezifischen Integration von Frauen und Männern in die globalisierte Wirtschaft in der Zeit der Krise. Gleichzeitig analysiert sie den Diskurs, der über die geschlechtsspezifischen Auswirkungen der Krise geführt wird. Unabhängig von der vielfach den Männern angelasteten Schuld konstatiert sie, dass Geschlechtergleichheit im aktuellen Neoliberalismus vor allem die Prekarisierung beider Geschlechter bedeutet, wobei vor allem die Frauen letztendlich die Verantwortung für die Aufrechterhaltung sozialer Dienstleistungen behalten.

Es zeigt sich, dass ein weiterer Spannungsbogen in der Intersektionalität der Geschlechterverhältnisse auch das Selbstverständnis sich als modern gebärdender Staaten und lokaler Gemeinschaften ist. *Renate Kreile* stellt den anhaltenden Konflikt zwischen Staat und Gesellschaft vor dem Hintergrund

der externen Besatzungsmächte aus einer historischen Perspektive dar. Geschlechterpolitik, so argumentiert sie, spielte in Afghanistan schon seit langem die Schlüsselrolle in den machtpolitischen Auseinandersetzungen zwischen dem Staat auf der einen und den familiären religiösen Gemeinschaften auf der anderen Seite.

Modern und traditionell – so wird in allen Beiträgen dieser Ausgabe sehr deutlich – sind keine feststehenden Kategorien, sondern jeweils in Relation zu bestimmten Praktiken und Verhältnissen interpretierbar. Das führt im Sudan dazu, dass ein sich als islamisch verstehender Staat bereits im 19. Jahrhundert eine islamische Moderne als Gegenbild zu lokalen Traditionen propagierte. Geschlechteridentitäten werden hier im Spannungsfeld zwischen Islam und westlicher Moderne sowie zwischen unterschiedlichen ethnischen und religiösen Zugehörigkeiten verhandelt. Anhand von Interviews stellt *Ulrike Schultz* dar, wie Frauen selbst ihre Identität zwischen Hausarbeit und Erwerbsarbeit auch entlang ihrer eigenen Interessen konstruieren.

Vor dem Hintergrund der Vielfalt widersprüchlicher und sich überschneidender Diskurse und Aushandlungsprozesse gewinnt das Thema der sozialen Konstruktion von männlichen und weiblichen Identitäten und Geschlechterrollen an Bedeutung. Frauen und Männer nutzen so jeweils geltende oder auch konkurrierende Geschlechternormen, um sich Handlungsspielräume zu erschließen. Sie handeln für sich lebbare Geschlechterrollen und -identitäten aus und nutzen dabei durchaus Argumente unterschiedlicher Diskurse.

Marian Burchardt beschreibt mit eindrucksvollen empirischen Belegen, wie sich von HIV/AIDS betroffene Frauen in Südafrika mit einer durch die Krankheit eher rigider werdenden kirchlichen Sexualmoral arrangieren – nicht zuletzt, weil Kirchengemeinden ihnen gleichzeitig Räume für geschlechterbezogene Solidarität öffnen. Frauen entwickeln hier in religiösen Selbsthilfegruppen neue Perspektiven und eine Geschlechteridentität, die ihnen ein Leben mit der Krankheit erlaubt. Zugleich zeigt er die Widersprüchlichkeit dieser Selbsthilfegruppen auf, die darin besteht, dass einerseits Frauen im Kontext männlicher Herrschaft neue Handlungsfähigkeit gewinnen, andererseits die bestehende Trennung vergeschlechtlichter kultureller Sphären eher verstärken als unterlaufen.

Unter Bezug auf Pierre Bourdieu und geschlechtertheoretische Überlegungen zu Männlichkeit und Gewalt rekonstruiert *Ruth Streicher* den Habitus von *Gang*-Mitgliedern in Osttimor. Die Aneignung des Geschlechtshabitus basiert erstens auf Denkmustern, die Männer als Verteidiger der Gemeinschaften sehen, zweitens auf der Erfahrung von männlicher Gewalt im Widerstandskampf und drittens auf Strukturen, die über gewalttätige Konkurrenzkämpfe der Männer untereinander entstehen. Allerdings werden diese

Faktoren durch den sozialen Wandel mit der seiner zunehmend dominierenden Bedeutung von Erwerbsarbeit verändert und überholt. Damit macht Streicher deutlich, dass das vielfach bemühte Argument, Männergewalt habe ihre Ursache in fehlenden Erwerbsarbeitsmöglichkeiten, den tatsächlichen Zusammenhängen kaum gerecht wird.

Stefanie Kron untersucht die lokalen Auswirkungen internationaler Migration von Männern auf die Geschlechterbeziehungen im ländlichen Guatemala. Aus einer mikrosoziologischen Perspektive zeigt sie, dass transnationale Räume der Migration von Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern durchzogen sind, aber auch, dass die Migration die Geschlechterrollen, die geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen, Subjektivitäten und Formen der Partizipation verändert. So wird klar, dass Veränderungsprozesse sich sehr widersprüchlich auf die Geschlechterbeziehungen auswirken. Einerseits bleiben neu entstehende soziale Öffentlichkeiten und Machtressourcen meist männlich konnotiert, andererseits entstehen jedoch für die zurückbleibenden Frauen – die „weißen Witwen“ – neue Einflussmöglichkeiten, beispielsweise durch die Politisierung der Mutterschaft oder durch ihre Rolle als Hüterin der „Tradition“ im Prozess der Mayanisierung.

Zwei Stichworte geben einen Einblick in die Geschlechterforschung. Unter dem Titel „Männlichkeiten“ führen *Ilse Lenz* und *Hildegard Scheu* in den Kernbegriff der kritischen Männerforschung ein. Die vielfältige Bedingtheit und Überschneidung von Geschlecht als Strukturkategorie und geschlechterpolitischen Konflikten mit anderen gesellschaftlichen Strukturkategorien und Konflikten stellt *Ina Kerner* im Beitrag „Intersektionalität“ vor.

Außerhalb des Schwerpunkts widmet sich *Claudia Prinz* der deutschen Kolonialgeschichte, indem sie dem Wirken des maßgeblich für die gewaltsame Eroberung Ostafrikas verantwortlichen Offiziers und Gouverneurs Hermann von Wissmann nachgeht. Militärisches Handeln war für ihn, der auch mit dem Aufbau von Verwaltungsstrukturen betraut war, *prima ratio*, und das Massaker gehörte zu den elementaren Bestandteilen seiner Eroberungs- und Herrschaftsstrategie. Während Wissmann sich im Sinne eines „Kolonialpioniers“ autonom gerierte und dabei ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein an den Tag legte, war sein Handeln gleichwohl in hohem Maße abhängig von der machtpolitischen Konstellation sowohl innerhalb der kolonisierten Gesellschaft als auch im kolonialstaatlichen Feld. Dass er sich nicht in die kolonialen Pläne der Regierung einbinden ließ, führte schließlich zum vorzeitigen Ende seiner Karriere.

Die letzte Ausgabe dieses Jahrgangs wird sich dem Thema „Postkoloniale Perspektiven auf ‘Entwicklung’“ widmen. Für den 31. Jahrgang sind bisher

Hefte zu „Entwicklungspolitik und Eigensinn“, „Sicherheit und Entwicklungspolitik“ sowie zur Bedeutung der aktuellen ökonomischen Krise für die Peripherie geplant. Die *Calls for Papers* für diese Ausgaben finden sich auf unserer Homepage. Zu diesen und anderen Themen sind Beiträge wie immer sehr willkommen.

Für unsere weitgehend ehrenamtliche Arbeit sind wir auch weiterhin auf die Beiträge der Mitglieder der *Wissenschaftlichen Vereinigung für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik (WVEE) e.V.*, die die *PERIPHERIE* herausgibt, und auf Spenden angewiesen. Wir freuen uns daher über neue Vereinsmitglieder ebenso wie über einmalige Spenden. Um die Resonanz der so wichtigen Kritik aktueller Tendenzen in der internationalen Politik zu verbessern, sind wir auch für neue Abonnentinnen und Abonnenten sehr dankbar. Alle WVEE-Mitglieder und *PERIPHERIE*-Leserinnen und -Leser sind daher herzlich eingeladen, unsere Zeitschrift noch bekannter zu machen.

Besuchen Sie uns auf unserer Internetseite:

<http://www.zeitschrift-peripherie.de>.

Dort finden Sie außer den *Call for Papers* für die kommenden Hefte ein Formular zum Bestellen einzelner Hefte oder eines Abonnements sowie weitere Informationen zur *PERIPHERIE*.